

Über die Notwendigkeit des (geschlechter)gerechten Ausdrucks

Vater und Sohn fahren zum Fußballspiel. Mitten auf einem Bahnübergang geht der Motor aus. Aus der Ferne hören beide das Tuten des heranrasenden Zugs. Verzweifelt versucht der Vater, den Motor wieder in Gang zu bringen. Das Auto wird vom Zug erfasst und mitgeschleift. Ein Krankenwagen eilt zum Unfallort und die beiden Verletzten werden geborgen. Auf der Fahrt ins Krankenhaus stirbt der Vater. Der Sohn lebt bei der Einlieferung noch, aber sein Zustand ist kritisch. Nur eine sofortige Operation kann ihn retten. Er wird in die chirurgische Ambulanz gebracht. Der Dienst habende Chirurg betritt den Raum, stammelt beim Anblick des Jungen erleidend: „Ich kann nicht operieren - das ist mein Sohn!“

Sicherlich werden einige von Ihnen jetzt den Kopf schütteln und sich wundern. Andere werden die Lösung schon erkannt haben: es ist die Mutter. Eigentlich ganz einfach, oder? Zugegeben, es wurde ausdrücklich von „dem Chirurgen“ gesprochen, aber wie oft sprechen wir genau in dieser Weise von „dem Studenten“ und meinen Frauen? Wie oft tun Frauen es selbst? „Ich bin Student im 5. Semester“ – habe ich schon oft von Frauen gehört. Wahrscheinlich haben Sie bei der erzählten Geschichte ebenso wenig an eine Frau gedacht. Genau das ist das Problem.

Sprache spiegelt Realität wider – das bedeutet, sie konstruiert gesellschaftliche Wirklichkeit. Diskriminierung von Frauen in der Gesellschaft setzt sich also in der Sprache fort und drückt sich durch sie aus. Wir finden im Deutschen verschiedene „vermännlichte“ Worte, z.B. Herrschaft, Mannschaft, mannshoch, Herrenhaus usw. Im Gegensatz dazu werden die wenigen Worte, die „Frau“ o.ä. im Wortstamm haben, eher zu Zwecken der Verniedlichung oder Ablehnung eingesetzt, z.B. Fräulein, alte Jungfer o.ä.. Im Alltag finden sich darüber hinaus viele Beispiele von Verabsolutierung, wie „ein Mensch ohne Frau ist überhaupt kein Mensch“¹, „Jeder Deutsche hat das Recht auf freie Meinungsäußerung“ oder „die Deutschen sind tüchtige Hausfrauen“. Sprache ist also von männlichen Denkweisen geprägt und wird damit zu einem wichtigen Machtinstrument, in welchem der Grundsatz „weiblich = zweitrangig“ in extremer Weise Anwendung findet.

Sprechen wir Frauen mit „Student“ an, wirkt das relativ normal. Sprechen wir Männer als „Studentinnen“ an, ist das eine ziemlich große Frechheit. Warum nur? Angelika Wetterer stellt am Beispiel der Vergeschlechtlichung der Berufsarbeit fest, dass der Nachweis, „Männliches“ zu tun oder entsprechend zu wirken, für Männer dringlicher ist, als für Frauen, „Weibliches“ zu tun oder „weiblich zu wirken“. Denn wenn das Geschlecht nicht „erkannt“ wird, kann das für Männer nur Statusverlust, für Frauen eher Statusgewinn zur Folge haben (so „dürfen“ Frauen zwar Hosen, aber Männer keine Röcke tragen)². Für die Sprache trifft dies in gleicher Weise zu.

„Sprache ist sexistisch, wenn sie Frauen und ihre Leistung ignoriert, wenn sie Frauen nur in Abhängigkeit von und/oder Unterordnung zu Männern beschreibt, wenn sie Frauen nur in stereotypen Rollen zeigt und ihnen so über das Stereotyp hinausgehende Interessen und Fähigkeiten abspricht und wenn sie Frauen durch herablassende Sprache demütigt und lächerlich macht.“³

Dennoch möchte ich vermeiden, die Opferrolle für Frauen zu postulieren, denn ich kann mich aktiv gegen Diskriminierung einsetzen, indem ich sexistischen Sprachgebrauch vermeide und gerecht formuliere. Genau damit übe ich Gesellschaftskritik! Lese ich irgendwo: „Aus Gründen der Lesbarkeit wird in diesem Text nur die männliche Form verwendet – sie schließt Frauen jedoch explizit ein“ ärgere ich mich außerordentlich, besonders – was durchaus vorkommt – wenn Frauen selbst die Autorinnen sind. Genau dann kommen logischerweise

¹ Pusch, Luise F. 1990

² Wetterer, Angelika 1995.

³ Trömel-Plötz, Senta; Guentherodt, Ingrid; Hellinger, Marlies; Pusch, Luise F. 1993

Ausdrücke vor, wie „der Chirurg“ und das Bild einer Frau stellt sich nicht ein, Frauen bleiben somit unsichtbar.

Ein Experiment der Wissenschaftlerinnen Dagmar Stahlberg und Sabine Sczesny (Universität Mannheim) belegte es nun endlich auch wissenschaftlich: Männliche Sprachform führt zu geringem gedanklichen Einbezug von Frauen.

Etwa 100 Personen Fragebogen in drei unterschiedlichen Sprachversionen vor: die männliche, geschlechtsneutrale und weibliche Sprachform. Es wurde z. B. nach Lieblings-Romanhelden/Romanfiguren/RomanHeldInnen gefragt. Wurden beide Geschlechter in der Frage angesprochen, so wurden mehr weibliche Romanheldinnen genannt als in der Fragestellung mit der rein männlichen Form. "In allen Studien führte der Gebrauch der männlichen Sprachform zu einem geringen gedanklichen Einbezug von Frauen", bringen Stahlberg und Sczesny ihre Ergebnisse auf den Punkt. Ausreden wie "der besseren Lesbarkeit" halber wird auf die weibliche Sprachform verzichtet, da sie ja doch "mitgedacht" wird, gelten nicht mehr.“

Abhilfe schafft nur eine permanente (geschlechts-)gerechte Formulierung

Annabell Preussler

FernUniversität Hagen, Fachbereich Kultur- und Sozialwissenschaften

Lehrgebiet Medientheorie und Medienpädagogik

maDonna No. 1 „ALLES GLEICH“ des Gleichstellungsbüros der TU Dortmund, 2004